

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 14

Artikel: Nicht allein Abwehr, sondern Verteidigung durch Auf- und Neubau!
Autor: Jaggi, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nicht allein Abwehr, sondern Verteidigung durch Auf- und Neubau!

Von Arnold Jaggi*)

Wenn in einem großen Staat eine Revolution ausbricht und sich mit außenpolitischem Machttreiben verbindet, so vermögen sich die Nachbarn selten dauernd durch bloße Abwehr, durch bloßes Nein-sagen zu schützen. Zur Zeit Napoleons erkannten das in Preußen gerade die Männer, die zuerst und ohne die Sympathie ihrer Behörden den Willen zur Befreiung entfachten. Sie gaben sich über die Frage Rechenschaft, worauf die Stärke des Gegners beruhe. General Gneisenau, der zu diesem Kreise gehörte, schrieb schon 1807: „Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen.“ — Ein wichtiger Gedanke; aber er gilt nicht ohne Einschränkung.

Fragen wir immerhin, worauf die Stärke des Nationalsozialismus beruhe. In einer Hinsicht geben urteilsfähige Männer den Diktaturstaaten ein gutes Zeugnis. „Biele Tausende von Staatsbürgern“, so sagt Nabholz, „haben gelernt, ihren persönlichen Egoismus, der in der liberalen Ära großgezogen worden war, zugunsten einer sozialen Gesinnung zu überwinden, die nicht nur in Worten gepriesen, sondern durch Tat bewährt wird. . . Die während und nach dem Weltkriege zugrundegegangenen Vermögen haben ferner zahlreiche Bürger der beiden Länder von der Ueberschätzung der materiellen Güter und der damit verbundenen engherzigen und ängstlichen Gesinnungsweise befreit und ihnen das Vertrauen in ihre persönliche Arbeitskraft wieder zurückgegeben. Viel aufrichtige Begeisterung ist am Werk.“ Das ist etwas Bedeutames. Wir tun gut, dies nicht zu übersehen, selbst wenn Nabholz aus volkserzieherischen Gründen diese Werte und die soziale Gesinnung etwas zu stark betont haben sollte.

Es ist unheilvoll, die grundsätzliche Bedeutung — nennen wir es mindestens — den Kampfwert der Entsagungsfähigkeit zu unterschätzen, auch wenn sie im Dienste eines Ideals steht, dem wir nicht opfern möchten. Die Fähigkeit und Bereitschaft, im Interesse eines künftigen auf einen Genuß in der Gegenwart zu verzichten, verrät immer eine gewisse Spur von Außergewöhnlichem, handle es sich nun um Größe, Fleiß, Ehrgeiz, Geltungswillen, Fanatismus oder Wahn. Eine jede dieser Mächte ist als Gegner gefährlich, und wer sich nicht entsprechend einrichtet, unterliegt.

Soweit der Nationalsozialismus direkt oder indirekt etwas wirklich Gutes geschaffen oder gewedt hat, müssen wir uns das sogleich aneignen, um der fremden Stoßkraft den Wind aus den Segeln zu nehmen. Nur in diesem Sinne darf man jenen Satz Gneisenaus gelten lassen, daß man sich „dieselben Hilfsquellen“ wie der Gegner eröffnen müsse.

Zu diesen Hilfsquellen, die wir zu erschließen haben, gehört, das muß immer wieder betont werden, die Opferbereitschaft. Es gebietet uns an ihr. Jeder Einzelne, jeder Verband, jede Organisation und jede Partei, so klagt Nabholz, ist ängstlich darauf bedacht, den bisherigen Einfluß und Besitzstand zu wahren und zu verteidigen, z. B. auf keinen Fall weniger vom Bunde zu beziehen als bis dahin, auch nicht zu einer Neugestaltung der politischen Ordnung Hand zu reichen, aus Furcht, man könnte an Macht und Geltung einbüßen. Auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und politischen Lebens sei infolge dieses Mangels an Mut und Opferbereitschaft Untätigkeit festzustellen und eine Unfähigkeit, die Lage zu meistern. „Die Einsicht, daß jenseits der Gren-

zen mit manchem Schlendrian aufgeräumt“ werde, „daß man den Mut hat, von der bisherigen Routine zu lassen und neue Wege zu beschreiten . . . all das kann schließlich im Staatsbürger“ (vor allem im notleidenden) „die Ueberzeugung wachrufen, daß nur in einem autoritären Staat gehandelt werden könne . . .“

Diese Kritik mag da und dort zu scharf, ja sogar ungerecht sein. Die Einflußreichen, die führenden Politiker der verschiedenen Parteien und die Verbandsgewaltigen, die das Heft in der Hand halten, haben dennoch Ursache, sie nicht zu überhören. Stürme und Zusammenbrüche beschwört man durch rechtzeitiges Einlenken. Die Stetigkeit, die für einen Staat grundsätzlich das Heilsamste ist, wird durch die Weisheit des frühen Opfers gewahrt.

Man mag sich hier noch einmal an 1798 erinnern und an die damaligen Gegensätze zwischen Stadt und Land, Herren und Untertanen, Vätern und Söhnen. Während der letzten alteidgenössischen Tagfakung wechselte der zweite Abgeordnete des Standes Zürich, Hirzel, mit seinem Sohne, der zu den Anhängern einer Reform gehörte, einige Briefe. Der Vater war ein Vertreter der persönlich zumeist durchaus achtbaren Zunftaristokraten die das überlieferte Regierungssystem mit seiner Beherrschung und Bevormundung der Landschaft durch die Stadt eifrig verteidigten, weil es ihnen und den städtischen Zünften als etwas Altvertrautes gut schien und politischen Einfluß sowie materielle Vorteile sicherte. Er lehnte alle Erneuerungsgedanken des Sohnes ab mit dem Hinweis auf die Greuelthaten und die wilden Kämpfe der französischen Revolution und gab, an sich gewiß nicht bloß zu Unrecht, zu bedenken: „Sobald die Regierung die Grundpfeiler des Staatsgebäudes für unsicher erklärt, treten nicht nur eine Unmenge von falschen Ärzten auf, sondern auch verkappte Schurken. Diese überschreien die Regenten und verdrängen sie . . .“

Noch bevor die Tagfakungsherren auseinander gingen, traf die Donnerbotschaft ein: In der Waadt ist die Revolution ausgebrochen; ein französischer General steht mit einer Armee hart vor den Grenzen. — Nach zwei Tagen überschritt er sie.

Was war zu tun? Vater Hirzel schrieb bekümmert an seinen Sohn: „Ich weiß wirklich nicht, was besser ist, ob sich wie Lämmer gedulbig hinzugeben oder einen kraftvollen Schwertschwung zu wagen, zuerst nur zum Begleiten der Waadt.“

Allein hiezu mußte das Volk willig sein. Und das scheint nun so bearbeitet und wird es noch immerfort, daß ich auf seinen kräftigen Beistand wenig hoffe.“

„Ich weiß wirklich nicht, was besser ist . . .“

Das Eingeständnis ist sehr lehrreich. Die Führer der alten Eidgenossenschaft waren ratlos. Sie sahen keinen Ausweg. Damals gab es auch keinen mehr. Man hatte die rechte Zeit veräußt.

Das politische Schlendern führt eines Tages an Stellen hin, wo es kein Vor- und kein Rückwärts, sondern nur mehr einen Sturz gibt.

In außenpolitischer Hinsicht ist der Vergleich mit 1798, wie schon angedeutet, weithin zutreffend: Heute wie damals außer unsern Grenzen Revolution, die Europa in zwei Hälften mit gegensätzlichen Ideen oder Ideologien aufzuspalten droht, unser Land propagandistisch bestürmt und auf Machterweiterung ausgereht. Innenpolitisch jedoch ist unser Staat und unser Volk unvergleichlich geschlossener als 1798 und immuner gegenüber den Sirenenklängen der neuen Botschaften, schon deshalb, weil dieses Streben nach Macht und Machtzuwachs denn doch allzu offenkundig ist. Ueberdies haben wir Schweizer für alle Fälle etwas zugerufen, nämlich — das Wort sei wiederholt —, daß es toll und rasend ist, „etwas Gutes in seinem Lande durch ein fremdes Volk bewirken zu wollen“.

*) Aus dem soeben erschienenen vortrefflichen Büchlein des Verfassers: „Vom Kampf und Opfer für die Freiheit“, das wir allen an den Fragen der Gegenwart interessierten Lesern bestens empfehlen können.